

EINIGE VORAUSSETZUNGEN FÜR EINE KASUSGRAMMATIK

Hjelmlev und Fillmore

0. Es scheint vielleicht etwas vermessen, zwei so verschiedene Arbeiten vergleichen zu wollen, besonders, da die zeitliche Distanz ziemlich groß ist. Sie zählt jedoch weniger als die verschiedene Ausrichtung der Schulen, die allein schon zum Vergleich reizen sollte. Freilich ist es nicht die bloße Gegensätzlichkeit der Sprachauffassungen, sondern die durchaus ähnliche Basis der Beschreibungsversuche, die diesen Vergleich erst lohnenswert erscheinen läßt.

Hinzu kommt als historisches und wirkungsgeschichtliches Argument, daß einerseits Hjelmlevs "Catégorie des Cas" immer noch als grundlegendes Werk der strukturalistischen Schule Kopenhagener Prägung für diesen Bereich der Grammatik gelten muß, andererseits Fillmores "Case for Case" als wegweisender Aufsatz für eine beträchtliche Reihe von Arbeiten im Sinne der Generativen Transformationsgrammatik wirkt.

Zugunsten Fillmores ist der geringere Umfang und der skizzenhaftere Charakter seiner Untersuchung in Rechnung zu stellen. Man hätte natürlich andere Arbeiten von Fillmore hinzuziehen können; die hier vorliegende genügt jedoch, um über die Voraussetzungen Aufschluß zu geben, so daß von einer Erweiterung des ohnehin umfangreichen Stoffes Abstand genommen wurde.

Die Wiedergabe der beiden Ansätze — die sich bewußt möglichst kommentarlos zu halten versucht — sowie der kritische Vergleich müssen sich angesichts der umfassenden Thematik auf das Wesentliche beschränken, auch auf die Gefahr hin, daß viele interessante Einzelheiten unerwähnt bleiben.

Da beide Arbeiten sich ausdrücklich durch Versuchscharakter auszeichnen, sind in diesem Fall die Voraussetzungen das Wesentliche, die für die Entwicklung der Beschreibungsmodelle die Ansatzpunkte liefern. Hinweise auf Probleme in der Anwendung auf bestimmte Sprachen werden also nur unter diesem Blickwinkel einbezogen.

Unter dem Gesichtspunkt der Widerspruchsfreiheit und der Vollständigkeit ergibt es sich schließlich im Laufe des Vergleichs von selbst, daß es nützlich erscheint, Fillmores Arbeit im Lichte der Hjelmslevschen Kritik zu sehen.

1. Louis Hjelmslev: La Catégorie des Cas

1.1.0. In seinem historischen Überblick gibt Hjelmslev eine ausführliche Analyse der bisherigen Kasusbeschreibungen.

Seine Kritik läßt sich im wesentlichen unter drei Gesichtspunkten zusammenfassen:

1. Kritik an unzulänglichen Beschreibungsmethoden
2. Kritik an inkonsequenter Anwendung der aufgestellten Kriterien
3. Kritik an der Mißachtung der sprachlichen Fakten

Einige charakteristische Beispiele sollen Hjelmslevs Kritik verdeutlichen:

1.1.1. Kritik an unzulänglichen Beschreibungsmethoden

Hierher gehört vor allem das Fehlen von expliziten Definitionen. In der antiken Grammatik – die ihre Auswirkungen bis heute hat – werden die Kasus als Kategorie nicht explizit abgegrenzt. Sie gelten als Modellfall der Flexion; das syntaktische Kriterium der Verbabhängigkeit wird nur implizit gegeben.

Die Folge davon ist einerseits eine weitgehend isolierte Beschreibung der einzelnen Kasusbedeutungen. Andererseits wird durch das Fehlen expliziter semantischer Kriterien für die Kasus-kategorie der Vokativ häufig – konsequent nach dem morphematischen Kriterium – zu den Kasus gezählt (S. 1 - 5); der Nominativ dagegen wird durch die Einteilung in casus rectus und obliqui – nach dem Kriterium der Verbabhängigkeit – nicht in die Reihe der eigentlichen Kasus aufgenommen (S. 44).

Auch das morphematische Kriterium der Kasusendungen, das die Kasus als Modellfall der Flexion bestimmt – noch enger begrenzt: als *declinatio nominis* – ist letzten Endes keine explizite Definition: Es gibt nur das an, was nach der Bestimmung des Numerus und des Genus als Kasus übrig bleibt (S. 71 ff., S. 82).

Ebenfalls nicht explizit gemacht ist der verschiedene Ausgangspunkt für die Definitionen der einzelnen Kasus: Die Definition geht häufig nicht von der betreffenden Kasusform selbst, sondern von dem anderen Terminus der Relation aus.

Über diesen zweiten Terminus herrscht keineswegs Einigkeit; in Frage kommen entweder das Verb oder ein zweiter nominaler Terminus, der – wenn es nicht um die adnominale Gebrauchsweise des Genitivs geht – im Satz durch das Subjekt repräsentiert wird (S. 11, S. 48, S. 53).

Je nach dem Ausgangspunkt erscheinen die Definitionen umkehrbar; Akkusativ und Nominativ bieten ein besonders gutes Beispiel dafür, da sie in Wechselbeziehung miteinander stehen (S. 5 ff., S. 11, S. 46 f.).

Der Fehler der Zirkeldefinition findet sich vor allem in der syntaktischen Theorie:

Sie beruht auf einem Satzbegriff, der sich von der aristotelischen Theorie des logischen Urteils herleitet. Wenn man jedoch den Anspruch erhebt, die Kasus sprachimmanent definieren zu wollen – wie es meist geschieht –, gerät man notwendig in einen *circulus vitiosus*:

Die explizite Definition der Kasus durch die Satzglieder setzt die implizite Definition dieser Satzglieder eben durch die Kasus voraus.

Hjeldslevs scharfe Kritik betrifft in diesem Fall nicht nur die Tatsache, daß Wortarten und Satzglieder undefiniert einfach aus der antiken Grammatik übernommen werden, sondern vor allem die Folge, daß damit nämlich anstelle einer Erklärung nur eine simple Feststellung gegeben wird. Semantische Kriterien zur Abgrenzung der Kasus-kategorie werden nicht vernachlässigt, wie weitgehend in der antiken Grammatik, sondern bewußt vermieden, da man diese Methode für sprachimmanent hält (S. 47 ff.).

Schon die antike Grammatik ist gekennzeichnet von der Suche nach der Grundbedeutung der einzelnen Kasus.

Eine Möglichkeit besteht darin, einen konkreten Gebrauch der jeweiligen Kasusform als Grund- oder Hauptbedeutung zu wählen und dann davon die anderen möglichen Bedeutungen abzuleiten. Hjeldslev nennt dieses Vorgehen *Prinzip der Metonymie* (S. 6).

Diesem Prinzip liegt als zweite Möglichkeit, die häufig realisiert wird, die Aufspaltung einer sprachlichen Einheit in verschiedene Teilbedeutungen zugrunde. Hjeldslev spricht in diesem Fall von *außersprachlicher Aufspaltung*, da die Bedeutungsaufteilungen weniger den jeweiligen Sprachen, sondern eher allgemeinen Denkmöglichkeiten ent-

sprechen (S. 6, S. 29).

Ein gutes Beispiel für diese Methode bietet der lateinische Ablativ: Man spricht von *casus sextus*, *septimus* und *octavus*. Neben *ablativus*, *instrumentalis* und *locativus* werden jedoch noch *consecutivus* und *comparativus* genannt – eine Liste, die sich beliebig fortsetzen läßt.

Bemerkenswert ist, daß die lateinische Grammatik mit Priscian zur sprachlichen Einheit zurückkehrt, nur noch von *e i n e m* Ablativ spricht und die übrigen Aufteilungen als Redebedeutungen bezeichnet (S. 15 ff.).

Diese im Prinzip bis ins Unendliche mögliche extralinguistische Aufspaltung wird praktisch dadurch begrenzt, daß bestimmten Sprachen und ihrem Kasusbestand universelle Gültigkeit zugebilligt wird. Sie bilden letzten Endes nichts anderes als ein *e p i s t e m o l o g i s c h e s S y s t e m*, das auf andere Sprachen übertragen wird (S. 17, S. 29).

Dieses Verfahren, das Jespersen “squinting grammar” (S. 16, S. 80) – schielende Grammatik – nennt und das die Geschichte der abendländischen Grammatik bestimmen soll, tritt zum ersten Mal im Lateinischen auf, das sich nach dem Vorbild des Griechischen orientiert.

Nachdem sich die lateinische Kasustheorie – vor allem durch die Tatsache, daß der Ablativ mit seiner großen semantischen Variationsbreite sich schlechterdings nicht auf einen griechischen Kasus zurückführen läßt – davon gelöst hat, erhebt sie jedoch ihrerseits universellen Anspruch (S. 13 ff., S. 16 f.).

In der Indogermanistik wird die Frage nach dem “ursprünglichen” – dem idealen – Kasussystem bewußt gestellt und präzisiert mit der Fragestellung nach dem Umfang: Zu Anfang wird ein minimales (das Altgriechische), später ein maximales (das Sanskrit) System angesetzt, von dem die Systeme der jüngeren indogermanischen Sprachen sich ableiten (S. 35 f., S. 55).

Im Prinzip unterscheidet sich dieses Verfahren nicht von den Versuchen, ein außersprachliches Relationensystem auf die Sprachen anzuwenden, wie es etwa G. Hermann mit der Kategorientafel Kants getan hat (S. 29 ff.).

Ebenso außerlinguistisch bestimmt ist die syntaktische Theorie, da sie dem Satzbegriff eine logische Analyse des Urteils zugrunde legt (S. 48/49).

1.1.2. Kritik an inkonsequenter Anwendung der Kriterien

Die Endungstheorie hat zumindest für das Griechische und das Lateinische eine gewisse Berechtigung.

Nicht berechtigt jedoch ist ihre einseitige Anwendung auf das Nomen. Als Folge davon wird z.B. der "casus adverbialis" (S. 4, S. 40 und S. 82, S. 105) bis heute der Derivation und nicht der Deklination zugerechnet, ohne daß man dafür die notwendige Unterscheidung zwischen Derivation und Flexion gibt (S. 4, S. 40 und S. 82, S. 105).

Aufgrund dieser desinentiellen Theorie wird im Bereich des Nomens ein Normalsystem aufgestellt, für das die Begründung fehlt. (Das lateinische Fünf-Kasus-System findet sich zum Beispiel nur in der 3. Deklination, Typ *consul.*) Synkretismen und Teilsysteme – etwa bei den Pronomina – werden nicht berücksichtigt (S. 81).

Verwandtschaft zwischen Kasus und Präposition wird zwar in der indogermanistischen Forschung festgestellt, Präpositionen als Ausdrucksmittel für Kasusrelationen werden jedoch nicht in die Kasussysteme miteinbezogen (S. 40 ff. (Bopp, Wüllner, Bernhardt, Pott, Becker)).

Das Problem besteht freilich bis heute darin, daß die Kriterien zu einer Unterscheidung zwischen Morphem und Semantem fehlen (S. 77 ff., S. 93). Als weiteren möglichen sprachlichen Ausdruck der Kasusrelationen führt Wundt die Wortstellung an, bleibt aber mit seinen "Grundrelationen" oder vier "innerlichen" Kasus (Nominativ, Akkusativ, Genitiv und Dativ), die seiner Meinung nach jede Sprache hat (S. 66 ff.), ebenfalls im Rahmen der griechisch-lateinischen Grammatik, ohne die Konsequenzen zu sehen, die überdies ein andersartiges Ausdrucksmittel der Sprache auf die sprachliche Bedeutung haben muß (S. 66 ff.).

1.1.3. Kritik an der Mißachtung der sprachlichen Fakten

Unzulängliche Beschreibungsmethoden und dazu noch ihre inkonsequente Anwendung führen notwendig zur Mißachtung sprachlicher Fakten.

Am folgenreichsten ist sicherlich die Übertragung eines bestimmten Kasussystems auf eine andere Sprache geworden – sei es direkt mit seinen Kasusbedeutungen oder indirekt mit den Kriterien, die zu seiner Aufstellung geführt haben (S. 80 (nach O. Jespersen, *Philosophy of Grammar*, London 1924, S. 174 ff.; ders., *The System of Grammar*. London & Kopenhagen 1933,

S. 25 ff.)).

In praktischer Hinsicht ergibt sich dadurch die Schwierigkeit, daß die griechisch-lateinische Tradition das populäre Sprachgefühl geprägt hat (S. 75/76).

Abgesehen davon, daß weder Adjektiv und Adverb noch Pronomina als Teilsysteme berücksichtigt sind, werden im Bereich des Nomens vor allem zwei Kasus immer wieder einseitig auf bestimmte Gebrauchsweisen festgelegt:

Der Genitiv läßt sich weder allein im Rahmen der Verbabhängigkeit noch als nur adnominale Bestimmung definieren (S. 23, S. 48).

Daß der Nominativ auch im Prädikat vorkommen kann, wird immer wieder übersehen: Man versucht, ihn einseitig auf seine Subjektsrolle festzulegen (S. 53).

Hinzu kommt, daß eine Definition des Kasus vom anderen Terminus der Relation aus dem Kasus selbst natürlich nicht gerecht werden kann (S. 11, S. 53).

1.2.0. Aus der eingehenden historischen Analyse zieht Hjelmslev seine Schlüsse für eine adäquate Beschreibung der Kasus.

Er tut es jedoch mit aller gebotenen Vorsicht und betont immer wieder den provisorischen, den programmatischen Charakter seiner Folgerungen.

1.2.1. Um die Kasusategorie exakt definieren zu können, muß man ihr *g e n a u e s A u s m a ß* kennen (S. 71).

Die Grundlage dazu kann nur eine semantische Definition geben, da einerseits im Rahmen einer desinentiell orientierten Theorie die Grenzen zu Numerus und Genus nicht gezogen werden können, andererseits für verschiedene Ausdrucksformen wie Morpheme, Präpositionen oder Wortstellung etwa kein gemeinsamer Nenner gefunden werden kann (S. 73 ff., S. 82 f.).

Nur von reinen Ideen ohne Rücksicht auf ihren Ausdruck auszugehen, wäre jedoch nach Hjelmslevs Meinung genauso einseitig, wie nur desinentiell ausgedrückte Kasus anzuerkennen (S. 80).

Also wählt Hjelmslev den Weg, vom Morphembestand in Sprachen, in denen er in ausreichendem Maß gegeben ist, auszugehen, um von da aus zu einer Vorstellung über die allgemeinen Möglichkeiten der Existenzformen dieser Kategorie zu gelangen (S. 83, s. Teil II, København 1937 (= Acta

Jutlandica IX, 2, 2)).

Da die indogermanischen Sprachen in dieser Hinsicht weder reiche noch regelmäßige Systeme bieten, zieht es Hjelmslev aus methodischen Gründen vor, zuerst Sprachen mit formal ausgeprägteren Kasussystemen zu untersuchen, um von da aus Anhaltspunkte zur Erhellung der Kasussysteme indogermanischer Sprachen zu erhalten (S. 83/84).

Von dieser Basis aus können die Kasusrelationen als in jeder Sprache ausgedrückte Werte erkannt werden.

Die Ausdrucksmittel können je nach Sprachtypus verschieden sein – zum Beispiel Endungsmorpheme, Präpositionen, Wortstellung –; sie können auch (bei Übergangsformen zum Beispiel) zusammenwirken, um den Ausdruck der Relationen zu sichern, wie Jespersen schon feststellt (S. 77 ff. (S. 77: nach O. Jespersen, *Studier over engelske kasus*, Copenhague 1891)).

Problematisch bleibt die Frage, mit welchen Kriterien Kasusmorpheme und Präpositionen voneinander zu trennen sind. Die Entscheidung, welche Präpositionen in ihrer Funktion als Kasus anerkannt werden, ist bis heute willkürlich geblieben, denn weder die Aufhebung des Unterschieds in den Behauptungen: Kasus = Postpositionen oder Präpositionen = Kasusformantien noch eine graduelle Aufteilung der Präpositionen in kasuell, semikasuell und nicht-kasuell lösen das Problem (S. 78 f.).

Mit Recht wendet sich Hjelmslev gegen diejenigen, die „choisissent au hasard quelques prépositions en les déclarant morphèmes casuels .. (S. 78).

Er selbst scheint sich jedoch zu widersprechen, wenn er einesteils eine Unterscheidung von Morphem und Semantem fordert, andernteils aber betont, daß die Präpositionen zur gleichen Anschauungskategorie wie die Kasus gehören und sie überdies häufig als Beispiele für die Bedeutung heranzieht (S. 77 f., S. 107, S. 128 ff.).

Zur Abgrenzung der Kategorie ist es schließlich auch notwendig, alle Teilsysteme, die eine bestimmte Sprache – synchronisch gesehen – bietet, zu untersuchen. Erst nach einem Vergleich der verschiedenen Teilsysteme kann man zu einem Grundsystem kommen, das die Ausgangsbasis bildet (S. 82).

1.2.2. Zur Definition der Kasus-kategorie verweist Hjelmslev auf die **P r i n z i p i e n**, die schon Wüllner formuliert hat:

1. Das sprachliche Zeichen ist subjektiv in dem Sinn, daß es einer Anschauung oder Idee entspricht, nicht den Erfordernissen der objektiven

ven Dinge. (Hier ist der Einfluß Kants auf die Grammatik-Theorie unverkennbar.)

2. Diese Anschauung oder Idee, durch die der Sprecher die objektiven Dinge sieht, entspricht einer einzigen Bedeutung des sprachlichen Zeichens. Diese Grundbedeutung ist von einem so hohen Abstraktionsgrad, daß sie erlaubt, alle konkreten Gebrauchsweisen der Form davon abzuleiten.
3. Die linguistische Methode muß empirisch, nicht aprioristisch sein (S. 84 (S. 37)).

Ad 1) Das System als abstrakte und virtuelle Realität ist eine objektive Tatsache — objektiv in dem Sinn, daß es dem Sprecher selbst nicht bewußt sein muß. — Darin sieht Hjelmslev auch den Grund, daß verschiedene Interpretationen der sprachlichen Fakten möglich sind (S. 88 (System, Norm und Usage)).

Dieser Gebrauch von "objektiv" ist etwas verwirrend, da Hjelmslev doch ausdrücklich auf die Prinzipien Wüllners verweist, der die Subjektivität des sprachlichen Zeichens betont.

Hjelmslev richtet sich damit jedoch gegen psychologistische Auffassungen und vor allem gegen das umstrittene Sprachgefühl: Er weist auf den sozialen Charakter der Sprache hin, der die sprachliche Norm (S. 86 ff.) geprägt hat. Unabhängig davon kann das Individuum zu ganz anderen Interpretationen neigen, die Hjelmslev vor allem durch den übermächtigen Einfluß der griechisch-lateinischen Tradition bedingt sieht (S. 76, S. 88). Die Objektivität, von der Hjelmslev spricht, besteht also gerade darin, die Subjektivität des sprachlichen Zeichens zu erkennen.

Diese Erkenntnis führt Hjelmslev dazu, ein — wie er es nennt — sublogisches System für die Kasus aufzustellen (S. 127 ff.).

Ad 2) Die Grundbedeutung einer Form ist für Hjelmslev die Valeur (le minimum différentiel de signification (S. 86)); das System konstituiert sich aus den Grundbedeutungen der einzelnen Kasus, die selbst wiederum nur vom System her definiert werden können.

Die Methode, mit denen dieses System zu finden ist, kann nur empirisch sein — allerdings im Sinne einer Abstraktion, nicht als Summierung der Gebrauchsweisen (S. 88).

Damit wendet sich Hjelmslev gegen das Aufspaltungsprinzip und das Metonymieprinzip, das er als Folge davon sieht.

Er sagt, daß der Wert einer semantischen Theorie daran zu messen sei,

in welchem Maß sie das Metonymieprinzip vermeidet (S. 85).

Die einzige Kasustheorie, die dieses Prinzip nicht notwendig macht, ist die lokalistische: Ausgehend von einer sehr abstrakten Richtungsvorstellung können die konkreten Anwendungen auf räumliche, zeitliche und syntagmatisch-logische Verhältnisse erklärt werden (S. 85, S. 37: Hjelmslev zitiert Wüllner, der sich auf Kant beruft, daß im letzten Grunde jede intellektuelle Operation auf Anschauungen des Raumes oder der Zeit beruht.).

Diese Grunddimension erschöpft jedoch die sprachlichen Fakten noch nicht.

Nach dem gleichen Prinzip – einer abstrakten Vorstellung, die alle konkreten Gebrauchsweisen einer Form umfaßt – sucht Hjelmslev nach weiteren Dimensionen (S. 85).

Die zweite Dimension, die in Kasussystemen auftreten kann und der ersten untergeordnet ist, scheint ihm die bereits von Rask angewandte Dimension des Intensitätsgrades der Verbindung zwischen zwei Objekten zu sein. – Er nennt sie schließlich die Dimension der Kohärenz – Inkohärenz (S. 95 (S. 65), S. 130).

Die Dimension der Objektivität – Subjektivität schließt sich in der Reihenfolge an, ist jedoch selten in Kasussystemen anzutreffen (S. 134).

Die Relation sieht Hjelmslev zwischen zwei Objekten, nicht – wie weitgehend die antike Grammatik und vor allem die syntaktisch geprägten Theorien im 19. Jahrhundert – zwischen Verb und Kasus. In dieser Relation fordert er eine Kasusdefinition unter dem Gesichtspunkt des Ausdrucks selbst, abgesehen von der Rolle, die diese Ausdrücke in einem syntagmatischen Mechanismus erfüllen, denn: „...les faits syntagmatiques présupposent les faits paradigmatisques et en sont la conséquence“ (S. 105, S. 52 f. und S. 95: zur Rolle der Kasus im Syntagma).

Dies ist ein Prinzip, auf das Wüllner zwar nicht ausdrücklich hinweist, das aber durchaus in seiner Auffassung des sprachlichen Zeichens als einer Einheit enthalten ist.

Ad 3) Die empirische Methode schließlich bedeutet, daß die sprachlichen Einheiten nur mit einer immanenten, intralinguistischen Methode definiert werden können.

Damit wendet sich Hjelmslev erstens gegen die Anwendung von Kategorientafeln oder die Übertragung anderer Kasussysteme, die für die jeweilige Sprache die gleiche Funktion epistemologischer Systeme haben. Er fordert, daß erst zu untersuchen ist, welche Kategorientafeln bestimmten Sprachen eigen sind; dann erst kann man einen Vergleich mit anderen

Kategorientafeln aufstellen (S. 32, S. 90).

In diesem Sinn richtet sich Hjelmslev auch gegen die Übertragung der logischen Analyse des Urteils auf die Sprache: Es gilt vielmehr, die einer Sprache eigenen syntagmatischen und paradigmatischen Beziehungen herauszulösen (S. 91).

Zweitens verdammt Hjelmslev damit das Prinzip der außersprachlichen Aufspaltung, das fast immer in Verbindung mit dem Metonymieprinzip steht.

Fast alle Kasustheorien sind in dieser Hinsicht extralinguistisch-transzendental, wie Hjelmslev es nennt (S. 91). Die transzendente Tendenz zeigt sich vor allem da, wo man Semantem und Morphem voneinander trennen müßte (S. 93).

Die praktische Folge ist, daß entweder jeder "Kasus" durch eine große Anzahl verschiedener Morpheme (oder Präpositionen) ausgedrückt wird, oder aber, daß häufig ein einziges Morphem (eine einzige Präposition) als Ausdruck für fast alle "Kasus" steht (S. 93/94).

Drittens setzt Hjelmslev dem atomistischen Vorgehen, das die Bedeutung eines Kasus in verschiedene Gebrauchsweisen auflöst, eine totalistische Sicht entgegen, in der das System den Ausgangspunkt bildet (S. 86/87).

1.3.0. Immer unter dem Aspekt der Vorläufigkeit teilt Hjelmslev die Fragestellung neu auf:

Das Hauptproblem sieht er in Bedeutung und System der Kasus, das eng mit dem Problem der Systemstruktur verbunden ist.

Ein Grundsystem (nicht das übliche Normalsystem) muß aus einem Vergleich der Teilsysteme ermittelt werden.

Grundsystem, Teilsysteme und vor allem ihre Beziehung zueinander werden als neues Problem gestellt, bei dem die Synkretismen in der jeweiligen Systemstruktur eine große Rolle spielen.

Damit wird auch die Frage nach dem Kasusbestand unter einem neuen Gesichtspunkt gesehen, denn mit den Teilsystemen wird eine Reihe von Formationen aufgenommen, die von der traditionellen Grammatik nicht als Kasus anerkannt worden ist (S. 95 ff.).

Schließlich müssen zur exakten Definition der Kasus-kategorie auch ihre Beziehungen zu anderen sprachlichen Kategorien untersucht werden (S. 105 ff.).

1.3.1. Das Kasussystem eines bestimmten Sprachzustandes entspricht nicht einer mathematisch-logischen Struktur; wenn man jedoch eine solche Struktur zugrunde legt, kann man verdeutlichen, wie sich das sprachliche System verschieden auf der logischen Achse orientiert (S. 99, S. 102) Hjelmslev will mit diesem Verfahren beide Systeme auf ein gemeinsames Prinzip zurückführen, für das er die Benennung "sublogisches System" vorschlägt (S. 127).

Die logische Achse wird durch die jeweilige Bedeutungszone einer Dimension gegeben, die sich in ein positives, ein neutrales und ein negatives Fach gliedert (S. 127, S. 99, S. 112), zum Beispiel bei der ersten, der Richtungsdimension: (+) Annäherung – (0) Ruhe – (-) Entfernung (S. 112).

Das leitende Prinzip der sprachlichen Systemstruktur ist extensional, nicht intensional, das heißt: Die Termini des Systems werden nach der jeweiligen Ausdehnung der Bedeutung, nicht nach der Bedeutung selbst geordnet; die Oppositionen konstituieren sich durch ihre extensionale Beziehung. Auf diese Weise wird das Gesetz der Partizipation verdeutlicht, dem sprachlichen Oppositionen häufig unterworfen sind (S. 102).

In jedem Kasussystem gibt es nur einen Kasus mit einer relativ einfachen und präzisen Bedeutung, der einen der drei Termini der Bedeutungszone bezeichnen kann, also weitgehend intensiv definiert ist und damit auch die Orientierung des jeweiligen Kasussystems angibt (S. 101 f., S. 100 (S. 28): Hjelmslev greift auf Roth zurück, der die Opposition zwischen einer einfachen und einer komplexen Idee feststellt.).

Extensional sind die Kasus durch ihren Wert definiert, intensional durch ihre Bedeutung. Ein und dieselbe Bedeutung kann jedoch je nach dem System verschiedene Werte haben – ein griechischer Dativ zum Beispiel entspricht in seinem Wert nicht einem lateinischen Dativ. Trotzdem gibt Hjelmslev zu, daß die intensionalen approximativen Benennungen, die grob gesehen denselben Inhalt wiedergeben, besonders beim Sprachvergleich, in der Übersetzung nützlich sind (S. 103, S. 128).

Die intensionale Bedeutung ist dem Sprachgebrauch zuzuschreiben, der Wert dem (virtuellen) System; als universell läßt Hjelmslev nur die Kasus-idee in abstracto gelten (S. 69/70, S. 103).

1.3.2. Verschiedene Werte für eine Bedeutung können auch in einem Sprachzustand selbst durch verschiedene Teilsysteme auftreten.

Das Problem der Synkretismen taucht jedoch vor allem dann auf, wenn durch eine Instabilitätsphase des Sprachzustandes Spannungen zwischen intensionaler und extensionaler Haltung entstehen.

So kann man zum Beispiel Fehler im unteren Sprachgebrauch als Synkretismen betrachten; sie können eine Erklärung in der extensionalen Definition der Kasus finden – zum Beispiel scheinen positive und negative Ausdrücke häufiger zusammenzufallen.

Das führt zu der Annahme, daß die Gesetze, die Synkretismen leiten, in Beziehung zu den Gesetzen stehen, die auch die Struktur des Systems leiten (S. 103/104).

1.3.3. Die Frage nach dem Umfang des Systems – von den Indogermanisten als ideales minimales oder maximales System aufgefaßt – sieht Hjelmslev allgemein als Frage nach dem möglichen Minimum und dem möglichen Maximum, die entweder empirisch ermittelt oder absolut berechnet werden können.

Entscheidend im einzelnen ist für ihn jedoch das Optimum, das heißt, die Frage nach der quantitativen und der extensionalen Situation, auf die hin Kasusysteme bevorzugt angelegt sind (S. 104/105).

1.3.4. Über die Kasus-kategorie selbst hinaus müssen – zu ihrer Abgrenzung und Erhellung – ihre Beziehungen zu anderen sprachlichen Kategorien untersucht werden.

Hjelmslev teilt in semantische Relationen und Interdependenzrelationen ein.

Unter den semantischen Relationen ist neben der Ähnlichkeit zu Diathese und zu Pronomina die offensichtliche Verbindung zu den Präpositionen hervorzuheben; sie scheinen zwar dieselben Dimensionen wie die Kasus zu haben und sich als doppelte Kategorie sowohl im grammatikalischen wie auch im lexikalischen System zu manifestieren; Hjelmslev warnt aber vor der praktischen Gefahr der gegenseitigen Verwirrung, solange keine ausreichenden Kriterien zur Unterscheidung von Morphem und Semantem gefunden sind.

Bei Interdependenzrelationen handelt es sich um Fakten der Domination, die nur im Zusammenhang mit grammatikalischen Kategorien auftreten kön-

nen; sie erst ermöglichen Synkretismen.

Im Lateinischen zum Beispiel ist die Numerus-Kategorie dominant, das heißt, Kasussynkretismen finden jeweils innerhalb des Singulars und des Plurals statt, nicht aber Numerussynkretismen im Kasus. — Beim Genus dagegen liegt eine reziproke Domination vor (S. 105 ff.).

1.3.5. Im letzten Grund sind für Hjeltslev vor allem die Gesetze interessant, die die Veränderung der Systeme und ihrer Dispositionen leiten, da er in seiner totalistischen und systematologischen Sicht — er spricht auch von “Metachronie” — die Dualität von Synchronie und Diachronie überwinden will: “...la métachronie procède par la juxtaposition explicative de plusieurs systèmes successifs” (S. 110).

Mit diesem strikt sprachimmanenten Vorgehen sucht er Quellen für mögliche *E r k l ä r u n g e n* zu finden: etwa die Existenz eines Optimums, auf das hinzuführen ein System disponiert ist; die Spannung zwischen extensionaler und intensionaler Haltung jedes Kasus; Fakten der Domination (die auch das Problem der Synkretismen einschließen); semantische Beziehungen zu bestimmten anderen sprachlichen Kategorien (S. 109 f.).

2. Charles J. Fillmore: The Case for Case

2.1.0. Auch Fillmore wendet sich gegen die traditionellen Kasusbeschreibungen und sucht nach neuen Wegen einer adäquaten Interpretation. Darüber hinaus richtet er sich auch gegen Beschreibungsversuche von Kasussystemen, wie Hjeltslev sie gibt.

Die bisherigen Beschreibungen teilt er ein in

1. Untersuchungen über die verschiedenen Gebrauchsweisen der Kasus,
2. Studien zur Entwicklungsgeschichte der Kasusbegriffe und -morpheme,
3. Analysen von Kasussystemen (S. 5).

2.1.1. Untersuchungen über die verschiedenen Gebrauchsweisen der Kasus: Ebenso wie Hjeltslev kritisiert Fillmore die Nichtbeachtung des Nominativs im besonderen und die häufig auftretende Vermischung der Klassifikationskriterien im allgemeinen; damit schließt er sich vor allem der Kritik de Groot an (S. 6 f.).

Zu den Versuchen, die Gebrauchsweisen eines Kasus zu vereinfachen, das heißt auf wenige Bedeutungen oder sogar auf nur eine einzige zu reduzieren, bringt Fillmore jedoch Einwände syntaktischer Art und gündet sich dabei auf Benvenistes Studie, die den Genitiv – zumindest teilweise und diachronisch gesehen – als Ergebnis eines Nominalisierungsprozesses erklärt, bei dem Subjekt und Objekt (Nominativ und Akkusativ) neutralisiert werden.

Ausgehend von der zentralen Stellung der Syntax in seiner Grammatikbeschreibung hält Fillmore Unterschiede, die auf zugrundeliegende Sätze zurückgeführt werden können, mit Entschiedenheit aufrecht (S. 8).

2.1.2. Die historischen Studien, die nach der Grundbedeutung der Kasus in einer Sprache oder – weiter gefaßt – in ganzen Sprachfamilien suchen, die Kasusmorpheme zurückführen auf andere Morpheme und damit auch typologische Unterschiede in der Entwicklung der Kasussysteme aufstellen, werden von Fillmore sehr kritisch beurteilt und als verschiedene Arten von Spekulationen bezeichnet (S. 13 f.).

Nur das ursprünglich vermutlich ergative System der indogermanischen Kasus hält er in Verbindung mit dem Begriff des Subjekts als bemerkenswert fest, weist aber diesen Begriff im Anschluß an seine Betrachtungen über Sapirs Typologie den Oberflächenunterschieden zu (S. 53 ff.).

Aus dieser Sicht ist auch die Umbenennung des "Ergativs" in "Objektiv" zu verstehen (S. 25, Anm. 33).

2.1.3. Da nur die Studien zu Kasussystemen eine gewisse – wenn auch von Fillmore nicht anerkannte – Alternative zu seinem Vorschlag für eine Kasusgrammatik bieten, ist verständlich, daß er an ihnen die härteste Kritik übt.

2.1.3.1. Die Methode, die die Aufstellung von Kasussystemen weitgehend bestimmt hat, besteht in der Übertragung eines bekannten Systems – zum Beispiel des lateinischen – mit seinen gegebenen Kasusrelationen auf den Ausdruck einer anderen Sprache (S. 8).

Der umgekehrte Weg führt von der Identifizierung der Kasusmorpheme in einer untersuchten Sprache zur Übertragung auf die traditionellen 'Standard'-Kasusbegriffe (S. 8/9).

Beide Vorgehen werden von Fillmore verworfen, da zwei für ihn wichtige Fragestellungen nicht berücksichtigt sind:

1. Fragen der Art: Wie wird das indirekte Objekt in einer bestimmten Sprache ausgedrückt? werden nicht gestellt, 2. die Funktionen oder Gebrauchsweisen selbst sind keine primären Termini in der Beschreibung. Fillmore hält diese Forderung für besonders wichtig, da durch sie die Homophonie bestimmter Oberflächen-Kasus festgestellt werden kann (S. 8/9).

2.1.3.2. Als Alternative zu diesen beiden Beschreibungsarten (die letztlich meist auf das gleiche hinauslaufen, wie Hjelmslev mit Jespersen feststellt, da in diesen Fällen auch die Identifizierung der Kasusmorpheme innerhalb einer Sprache von den Kriterien der griechisch-lateinischen Grammatik weitgehend geprägt ist (Hjelmslev, S. 80)) sieht Fillmore die Möglichkeiten, sich entweder auf eine rein morphologische Beschreibung zu beschränken oder aber nach einer einheitlichen Bedeutung jedes Kasus innerhalb einer bestimmten Sprache zu suchen.

Für diese letztere Möglichkeit bietet die lokalistische Interpretation die älteste bekannte Lösung. Ihr jedoch wie auch den nachfolgenden Beschreibungen mit diesem Ziel wirft Fillmore die Vagheit und Zirkularität vor, die seiner Meinung nach jedem Versuch anhaftet, der eine semantische Charakterisierung von Oberflächenstruktur-Phänomenen geben will (S. 8/9).

Die strukturalistischen Untersuchungen Hjelmslevs und Jakobsons lehnt Fillmore aus eben diesem Grunde ab.

Einheitliche Bedeutungen (unified meanings) – Hjelmslev spricht von Grundbedeutung (S. 84), Jakobson von Gesamtbedeutung (S. 244, diskutiert die Terminologie) – der einzelnen Kasus in einer bestimmten Sprache werden, laut Fillmore, durch ihre Zerlegbarkeit in distinktive Oppositionen in einem kohärenten System zusammengefaßt; damit wird die Zahl der Oppositionen geringer als die Zahl der Kasus.

Die Schwierigkeiten, die Grundbedeutung für jeden Kasus zu finden, werden dadurch behoben, daß alle außer einem Kasus mehr oder weniger spezifische Bedeutung haben. Die Bedeutung dieses einen restlichen Kasus sieht Fillmore entweder bestimmt durch irgendeine Relation zum Satz, die von der Bedeutung der benachbarten Wörter verlangt wird, oder als kasusähnliche Funktionen, die nicht von den anderen Kasus eingenom-

men werden (S. 10).

Bei dieser Kritik, die ausdrücklich auch Hjeltslev umfaßt, muß ein Mißverständnis vorliegen:

Einmal heißt es bei Hjeltslev genau umgekehrt: "... dans tout système casuel opérant sur une seule dimension, il n'y a qu'un seul cas qui comporte une signification relativement simple, restreinte, précise et bien définie..." (S. 101) Fillmore: "... all but one of the cases can be given more or less specific meanings, the meaning of the residual case being left open" (S. 10).

Zum andern fordert Hjeltslev wohl binäre Oppositionen als Grundprinzip; aufgrund seines sublogischen Systems jedoch kommt er anhand von Beispielen zum Teil zu Oppositionen, die sich nicht mehr durch die Wahl der Bedeutungsfächer unterscheiden, sondern nur noch durch verschiedenes Insistieren auf ihnen (S. 116 f., Beispiel des Kasussystems der gotischen Substantive). An dieser Inkonsistenz zum Beispiel setzt die Kritik Jakobsons an (S. 247), und sie könnte dazu dienen, die Vagheit der Definition, die Fillmore pauschal behauptet, wenigstens in der Anwendung zu belegen.

Gegen Hjeltslevs und Jakobsons Analysen führt Fillmore die Kritik Kuriłowicz's an, der entgegen der Konzeption der paradigmatischen Unterschiede eine Erklärung durch syntaktische Unterschiede aufstellt und die Kasus damit durch transformationelle Satzbeziehungen erklärt, die als zugrundeliegende Unterscheidungen dienen (Nominativ und Akkusativ als Reflex der Diathese, Genitiv als Ergebnis des Prozesses, deverbale Nomina zu konstruieren, die restlichen Kasus als Varianten des Akkusativs mit bestimmten Verben (Fillmore, S. 12)).

An der syntagmatisch orientierten Untersuchung Divers schließlich kritisiert Fillmore, was auch Hjeltslev immer wieder im Laufe seines historischen Überblicks bemängelt, daß nämlich die Beschreibung nicht auf den Bedeutungen der Kasus selbst beruht (S. 11).

2.2.0. Diesen kritischen Bemerkungen, die nach Art und Umfang der Abhandlung natürlich im Vergleich zu Hjeltslevs umfassender Studie nur andeutungsweise gegeben werden können, stellt Fillmore seinen eigenen Vorschlag gegenüber.

Er geht dabei von der Annahme syntaktisch-semantischer Universalien aus.

Das bedingt die Trennung von 'Kasus' und 'Kasusform', die man jedoch als eine bloß terminologische Frage betrachten kann, auch wenn sie schon

zu mancherlei Verwirrung Anlaß gegeben hat.

Im Bereich der formalen Universalien jedoch wird die Entscheidung für einen bestimmten Relationstyp wichtig, da von ihm die Aufstellung der Transformationsregeln abhängt.

Im Bereich der substantiellen Universalien stellt sich die Frage, wie man die semantische Bestimmung der Tiefenkasus ermitteln kann. In beiden Teilen zeigt sich eine Reihe von Schwierigkeiten, die Fillmore zu einem Teil selbst zur Diskussion stellt.

2.2.1. Fillmores Vorschlag hat zur Voraussetzung, daß die Syntax Ausgangspunkt ist und die zentrale Rolle in einer Grammatikbeschreibung spielt (S. 3). — Von dieser Sicht her ist die Ablehnung gegenüber den paradigmatisch orientierten Untersuchungen von Kasussystemen zu verstehen.

Entscheidend ist jedoch die Annahme sprachlicher Universalien im syntaktisch-semantischen Bereich. Fillmore definiert seine Studie als einen Beitrag zu "the study of formal and substantive syntactic universals" (S. 2).

Die Voraussetzung für diese sprachlichen Universalien liegt für ihn in der Annahme der von Whorf eingeführten "covert categories", die erst in Selektionsbeschränkungen und Transformationsmöglichkeiten beobachtet werden können, und die es nach Fillmore (allerdings im Gegensatz zu Whorfs Ergebnissen, wie er selber anführt) möglich machen, daran zu glauben, daß alle Sprachen im Grunde gleich sind (S. 3 ff.).

Fragen der linearen Ordnung werden dabei weitgehend ausgeklammert; Fragen der Markiertheit werden dagegen als Strukturen betrachtet, die für die Kasus vorauszusetzen und also auch an gegebener Stelle zu behandeln sind (S. 3 ff.).

2.2.2. Da es um universelle, zugrundeliegende syntaktisch-semantische Relationen geht, ist der Terminus 'Kasus' in diesem Sinne zu verstehen; für den 'Kasus' im herkömmlichen Sinn verwendet Fillmore die Bezeichnung 'Kasusform', die allerdings auch ganz allgemein den Ausdruck von Kasusrelationen in einer bestimmten Sprache umfaßt (S. 21).

Diese Kasusformen können verschiedene sprachliche Ausdrucksmittel haben. Fillmore beruft sich dabei auf Hjelmslev, der sich gegen die desinentielle Theorie wendet. — Als Ausdrucksmittel kommen in Frage:

Affixation, Suppletion, Gebrauch von Partikeln oder Wortstellung (S. 21). Im Englischen geht Fillmore von Präpositionen als Kasuskennzeichen aus und betrachtet ihre Abwesenheit als Nullaffix (S. 15). Die Wortstellung wird zwar als Ausdrucksmöglichkeit angegeben, bleibt aber für das Englische auch in späteren Beispielen unberücksichtigt (S. 60, S. 32). Die Schwierigkeit in Sprachen, die Präpositionen mit Kasus kombinieren, glaubt Fillmore dadurch zu lösen, daß er beide Ausdrucksformen einfach auf die gleichen Selektionsbedingungen zurückführt (S. 15).

2.2.3. Die syntaktischen Relationen, die mit der Wahl von bestimmten Kasusformen verbunden sind, werden in 1) "pure" oder "configurational relations" und in 2) "labeled" oder "mediated relations" eingeteilt. Es geht dabei um unmittelbare oder mittelbare Domination von Satz beziehungsweise Verbalphrase (S. 16). Die beiden Typen entsprechen, wie Fillmore zum Schluß seiner Ausführungen angibt, in der Oberflächenstruktur der traditionellen Unterscheidung in "konkrete" und "grammatische" Kasus (S. 87).

Dem 1. Typ entsprechen häufig die Begriffe Subjekt und Objekt, die der unmittelbaren Domination von Satz bzw. Verbalphrase unterliegen. Die Unterteilung in Oberflächen- und Tiefenstruktursubjekt scheint die traditionelle Aufteilung in "grammatisches" und "logisches" Subjekt wiederzugeben.

Mit dem 2. Typ von Kasusrelationen ist ebenfalls die Relation einer Nominalphrase zum Satz oder zur Verbalphrase gemeint, die im Unterschied zum 1. Typ jedoch mittelbar durch eine Pseudokategorie wie "Manner", "Extent", "Location" oder "Agent" hergestellt wird (S. 16).

Dem 1. Typ der "reinen" oder "unmittelbaren" Relationen entsprechen in bestimmten Sprachen genau die Formen des Nominativs und des Akkusativs. Die restlichen Kasusformen gehören entweder zum 2. Typ der "mittelbaren" Relationen oder aber sie werden – als dritter Möglichkeit – idiosynkratischen Eigenheiten der jeweiligen regierenden Wörter zugeschrieben (S. 16).

Im folgenden entscheidet sich Fillmore zugunsten des 2. Typs, durch den alle Kasusrelationen wiedergegeben werden können (der 3. Typ bleibt ebenfalls bestehen, wird aber nicht ausdrücklich als solcher angegeben): Da der Begriff des Subjekts keinen konstanten semantischen Wert hat, die semantisch relevanten Relationen des Oberflächensubjekts aber alle

irgendwie als mittelbare, d.h. kategorial bestimmte Relationen ausgedrückt werden können, kommt Fillmore zu dem Schluß, daß alle semantisch relevanten syntaktischen Relationen zu diesem 2. Typ gehören müssen. Das gibt ihm die Berechtigung, die Kategorie der Verbalphrase, d.h. die traditionelle Unterscheidung in Subjekt und Objekt, die auch die Transformationelle Grammatik übernommen hat, zu eliminieren. — Er beruft sich dabei auf Tesnière, der diese Unterscheidung als Import der formalen Logik in die Sprachtheorie bezeichnet, der keineswegs den sprachlichen Fakten entspricht (S. 17).

Die Relation 'Subjekt' bleibt allerdings als Oberflächen-Phänomen bestehen. Bei Sprachen wie etwa dem Englischen, in denen immer ein Subjekt auftritt, müssen der Grammatik Regeln hinzugefügt werden, die Subjekte schaffen. Diese Regeln der "Subjektss Selektion" können als Sonderfall der Topikalisierung gesehen werden (S. 52).

In seiner Schlußbemerkung wird Fillmore wieder kritischer gegenüber der Frage, ob die Kasus wirklich am besten als Kategorien dargestellt werden sollen, die Nominalphrasen dominieren, denn mit der notwendigen Einführung einer "node-raising-rule" bei Subjekt und Objekt wird der 1. Typ der Kasusrelationen, der "reine", "unmittelbare" Status der Relation wiederhergestellt (S. 87).

Diese Unterscheidung, die eigentlich nur vor die Frage stellt, welche Kasusrelationen als 'ursprünglich' angenommen werden sollen, stellt jedoch nicht das größte Problem dar. Viel entscheidender ist die Tatsache, daß — wie Fillmore selbst sieht — der Genitiv weder in die eine noch in die andere Darstellung eingeordnet werden kann (S. 87).

Das erinnert an Hjelmslevs Feststellung, daß die Komplexität des Genitivs von jeher vor besondere Schwierigkeiten gestellt hat und eben dadurch als Prüfstein für die Gültigkeit einer Theorie dienen kann (S. 6, S. 54).

2.2.4. Von Greenbergs Feststellung ausgehend, daß nicht die Kasusfunktion, wohl aber ihre Gebrauchsweisen in verschiedenen Sprachen vergleichbar sind — das gleiche, das auch Hjelmslev sagt —, kommt Fillmore zur semantischen Bestimmung seiner Tiefenkasus:

Wenn es möglich ist, den 'Dativ des personalen Agens' in einer Sprache mit dem 'Ablativ des personalen Agens' in einer anderen Sprache gleichzustellen, dann muß auf eben dieser Vergleichsbasis die Relation 'perso-

nales Agens' auch in Sprachen erkennbar sein, die keine Kasusendungen aufweisen.

Diese Art der Kasusrelationen gewinnt an Bedeutung durch zusätzliche grammatische Fakten – wie Fillmore sie nennt –, wie etwa die Identifizierung einer begrenzten Anzahl von Nomina und Verben, die diese Relationen eingehen, weitere Generalisierungen im Rahmen dieser Klassifikation oder bestimmte Kookkurrenzen, wie etwa Benefaktiv und personales Agens, die immer zusammen in der Tiefenstruktur auftreten müssen. Durch diese zusätzlichen Fakten scheint gesichert, daß die Begriffe, die den Gebrauchsweisen der Kasus zugrundeliegen, eine größere Rolle in der linguistischen Beschreibung spielen als diejenigen, die in der Beschreibung der Oberflächenkasus-Systeme vorkommen (S. 19).

Wichtig wäre nun, eine Methode aufzustellen, nach der diese zugrundeliegenden Begriffe ermittelt werden können. Fillmore gibt dazu an:

“The case notions comprise a set of universal, presumably innate, concepts which identify certain types of judgments human beings are capable of making about the events that are going on around them, judgments about such matters as who did it, who it happened to, and what got changed” (S. 24).

Die Kasus, die aufgrund dieser Voraussetzung nötig zu sein scheinen, sind laut Fillmore Agentiv, Instrumental, Dativ, Faktitiv, Lokativ und Objektiv. Weitere Kasus können jedoch hinzukommen – sie können “erfunden” werden (S. 24/25; S. 19 und S. 32: Benefaktiv, S. 32: T (wird nicht genauer benannt, wohl so etwas wie ein Temporale), S. 82: C = Komitativ). Als Frage wird dieses Problem am Beispiel des Gleichsetzungsnominativs (*John is an idiot*) diskutiert: Er könnte als Essiv oder als Translativ in der Reihe der Tiefenkasus figurieren; allerdings betrachtet Fillmore die Numeruskongruenz als Hindernis, ohne jedoch anzudeuten, in welcher Beziehung er Numerus und Kasus in Oberflächen- und Tiefenstruktur sieht (S. 84).

Die Kasus werden im Hinblick auf das Verb definiert; zum Teil – wie beim Faktitiv – werden sie sogar als Teil der Verbbedeutung verstanden (S. 24/25).

2.3.0. Mit dieser Definition verschiebt sich das Interesse der Untersuchung auf das Verb:

Die Kasus bilden den Rahmen, in den bestimmte Verben eingesetzt werden können. Damit ergibt sich eine Verbklassifizierung, die eine verein-

fachte Beschreibung der Verben im Lexikon zum hauptsächlichsten Ziel hat; dabei tritt die Verbbedeutung als lexikalisierte Einheit im Rahmen der jeweils möglichen Kasusumgebungen auf.

Von den Tiefenstrukturen dieser Art führen dann verschiedene Transformationsmechanismen zur Oberflächenstruktur.

2.3.1. Die Kasus eines Satzes bilden den *case frame* – den Kasusrahmen –, nach dem die Verben ausgewählt werden.

Bei der Lexikalisierung der Nomina und der Verben müssen die semantischen Marker angegeben werden, die in den Tiefenkasus enthalten sind, z.B. bei Agentiv und Dativ “belebt” (S. 26).

Die *frame features* geben die Reihe der verschiedenen Kasusrahmen an, in die bestimmte Verben eingefügt werden können.

Nach diesem Vorgehen können die Verben einer Sprache klassifiziert werden. Die Schwierigkeit, daß ein Verb in mehr als einer Kasusumgebung vorkommen kann, wird – zumindest theoretisch – durch die Einführung fakultativer Kasus behoben; dadurch ergibt sich der minimale Kasusrahmen als Grundform, zu dem optionale Elemente oder auch Varianten (z.B. der Objektiv in Form eines Satzes) hinzukommen (S. 27 ff.).

2.3.2. Das Hauptziel dieser Beschreibung ist die Vereinfachung der semantischen Beschreibung der Verben im Lexikon. Die Kasusrahmen sind jedoch nicht die einzige Klassifizierungsmöglichkeit; ebenso wichtig sind die transformationellen Eigenschaften, die nicht einer allgemeinen Regel unterworfen sind, wie etwa die Wahl des Oberflächensubjekts oder -objekts, die Wahl der Präposition, die Ergänzung in Satzform (S. 28 f.).

Auf diese Weise kann einerseits die Bedeutungsaufspaltung eines einzigen Verbs dadurch vermieden werden, daß man die Unterschiede im Kasusrahmen aufzeigt; andererseits soll semantische Identität bei syntaktisch verschiedenen Verben exakt nachgewiesen werden, wenn z.B. nur die Subjektselektion differiert, wie das Beispiel *to like* – *to please* zeigt (S. 29 f.).

Diese Verbbeschreibung betrifft vorläufig nur den propositionalen Nukleus der Sätze aller Sprachen, der aus dem Verb und einer oder mehrerer Nominalphrasen besteht, die jede eine bestimmte Kasusrelation zur Proposition – und also auch zum Verb – hat.

Auf dieser Basis kommt Fillmore zu dem Schluß, daß die Kasus letzten

Endés nichts anderes als Kokonstituenten eines Verbs sind (S. 52).

Die Modalitätskonstituente bleibt bei dieser Darstellung noch außer Betracht; Fillmore weist jedoch schon darauf hin, daß manche 'Kasus' – wie z.B. Temporaladverbien – direkt mit ihr in Beziehung stehen (S. 23 und S. 23, Anm. 29).

2.3.3. Von den Tiefenstrukturen dieser Art führen verschiedene Mechanismen zur jeweiligen Oberflächenstruktur einer Sprache.

Sie schließen die Selektion der Kasusformen ein, die 'Registrierung' besonderer Elemente im Verb, Subjektivalisierung, Objektivalisierung, Reihenfolge und Nominalisierung.

Das jeweilige Oberflächen-Kasussystem kann in verschiedener Weise zu den zugrundeliegenden Kasus in Beziehung stehen: Zwei Tiefenkasus können in der Oberflächenstruktur die gleiche Form haben, oder aber die Kasusform kann von dem regierenden Wort bestimmt werden. So entsprechen z.B. Dativ und Objektiv in vielen Sprachen der Kasusform des Akkusativs; im Englischen sind die Präpositionen für Objektiv und Faktitiv typisch null; andere Formen – wie z.B. im Englischen die Agentiv- und die Instrumental-Präposition *by* – decken sich zumindest teilweise (S. 32).

2.4. In seinen Bemerkungen über Sprachtypologie faßt Fillmore die Oberflächenerscheinungen zusammen, die sich ihm aus Beispielen verschiedener Sprachen als die wichtigsten ergeben:

1. Kasusformen und die Bedingungen für ihre Wahl, 2. Konkordanzercheinungen, 3. Anaphorisierungsprozesse, 4. Topikalisierungsprozesse, 5. Möglichkeiten der Wortstellung (S. 52).

Dabei werden die Möglichkeiten der Wortstellung, die zwar zuvor als grundsätzlich mögliche Kasusformen einer Sprache angegeben werden (S. 21), vorerst nur angedeutet (S. 60).

Neben diesem Ansatz einer Tiefenkasus-Grammatik – "an informal description of a syntactic model for language" (S. 61) – werden noch einige besondere Erscheinungen aufgegriffen oder aber Probleme zur Diskussion gestellt, für die diese Beschreibung keine Lösung zu bieten scheint.

Am ausführlichsten wird die Grammatik der “inalienable possession” behandelt (S. 61 ff.). Hier wie auch in den nachfolgenden Hinweisen auf die Beziehung zwischen komitativem Kasus und koordinierender Konjunktion (S. 81 ff.) und die Beziehung zwischen Funktionsverbgefüge und einfachem Verb (S. 85 f.) wird Fillmores Tendenz deutlich, die grammatische Untersuchung von der Lexikologie ausgehen zu lassen – eine Tendenz, die sich auch in dem praktischen Ziel zeigt, mithilfe der Kasusgrammatik die Beschreibung der Verben im Lexikon zu vereinfachen.

Allgemein faßt Fillmore zum Schluß Probleme formaler und empirischer Art zusammen, die sich aus seinem Ansatz der Beschreibung ergeben:

In formaler Hinsicht läßt er die Frage noch offen, wie die Kasusrelationen am besten dargestellt werden – kategorial, konfigural oder durch Dependenzdiagramme (S. 87). Das eigentliche Problem dabei sieht er darin, die tiefste Stufe der Tiefenstruktur zu entdecken (S. 88). Aus den vorhergehenden Erörterungen wird deutlich, daß er dafür die kategoriale Behandlung am günstigsten hält.

Damit in Verbindung steht die Frage nach den Abhängigkeits- oder Ko-
okkurrenzrelationen zwischen den Kasus selbst (S. 87).

Bei diesen Interpretationen bleibt jedoch – wie schon erwähnt – unklar, wie der Genitiv in die Beschreibung einzuordnen ist (S. 87).

In empirischer Hinsicht werden als offene Probleme die Verbindung von Oberflächenkasus mit partitiven Funktionen erwähnt, die Restriktion der Definitheit mancher Oberflächenkasus-Relationen in bestimmten Sprachen – typisch z.B. die des ‘direkten Objekts’ – und schließlich vor allem die extrem große Vielfalt in der Oberflächenrealisation einer Bedeutung, bei der Fillmore in Frage stellt, ob sie sich von derselben Tiefenstruktur ableitet (S. 86).

3. “La Catégorie des Cas” und “The Case for Case”

3.0. Da Hjelmslev eine wesentlich exaktere Analyse der Voraussetzungen und Abgrenzungsmöglichkeiten der Kasus-kategorie gibt, läuft ein Vergleich beider Arbeiten zwangsläufig auf eine Kritik an Fillmore aus der Sicht Hjelmslevs hinaus.

Da jedoch auch grundlegende Gemeinsamkeiten bestehen, sollte man annehmen, daß eine Erörterung der Unterschiede – die weniger wegen der zeitlichen Distanz als wegen der grundsätzlich verschiedenen Schulen,

ihrer Forschungsziele und -methoden sicherlich tiefgreifend sind – nicht ganz unfruchtbar ist.

3.1. So verschieden die beiden Untersuchungen von Hjelmslev und Fillmore auch sind, so stimmen sie doch in den Grundlagen überein: Sie geben beide einen Beschreibungsversuch auf logisch-semantischer Basis, der auf einem höheren Abstraktionsniveau eine bessere Erklärung gewährleisten soll.

3.2.0. Im folgenden sollen die hauptsächlichen Unterschiede wiedergegeben werden. Als Gliederung bieten sich dazu die Antinomien paradigmatisch : syntagmatisch (syntaktisch), Syntax : Semantik und Oberflächenstruktur : Tiefenstruktur an.

3.2.1. Hjelmslevs Untersuchung ist paradigmatisch orientiert, obwohl er den syntagmatischen Gesichtspunkt keineswegs außer acht läßt. Er differenziert jedoch zwischen sprachlich-syntagmatisch und logisch orientiert-syntaktisch und weist damit auf Beziehungen hin, die von der traditionellen Grammatik größtenteils nicht gesehen werden. Diese Differenzierung wird von Fillmore nicht getroffen; für ihn besteht der Gegensatz in paradigmatisch und syntaktisch – zwei Ebenen, die Hjelmslev in dieser Gegenüberstellung nicht anerkennen würde.

3.2.2. Für die Syntax als Ausgangspunkt trifft also schon Hjelmslevs Kritik zu, mit der er sich dagegen wendet, Sprache primär unter außersprachlichen Gesichtspunkten zu betrachten.

Deswegen ist es überraschend, daß auch Fillmore eben diese Ansicht teilt und unter Berufung auf Tesnière die alte Einteilung in Subjekt und Prädikat als logischen Import in die Grammatik ablehnt. Sein Zweck, den Subjektskasus wie alle anderen Kasus zu behandeln, scheint damit für die Tiefenstruktur erreicht; danach spricht er aber vom propositionalen Nukleus der Sätze, für den seine Verbbeschreibung zutrifft – ein Widerspruch, mit dem die Logik *expressis verbis* ihren Einzug in die Grammatik hält.

Neben den Gebrauchsweisen der Kasus muß Syntax in diesem Sinn als Voraussetzung dafür gesehen werden, daß Fillmore zur Aufstellung sei-

ner Tiefenkasus kommt, die er jedoch nicht als außersprachliche Begriffe auf Einzelsprachen projiziert, sondern als Universalien für alle Sprachen postuliert – dadurch, daß er glaubt, jene von diesen abzuleiten. Sein Vorgehen müßte also als scheinbar semasiologisch bezeichnet werden – in zweifacher Hinsicht mit eben der unzulässigen Vermischung von sprachlicher Kategorientafel und Denkmöglichkeiten, die Hjelmslev heftig kritisiert.

Durchaus im Sinne Hjelmslevs wäre dagegen Hegers onomasiologisches Vorgehen mit der Aufstellung übereinzelsprachlicher Modelle (S. 33), die hier genau trennen, wenn auch Hjelmslev die Forderung für unabdingbar hält, zuerst die jeweiligen Kategorien für die Einzelsprachen zu ermitteln.

3.2.3. Die Semantik ist für die Glossematik nur eine Hilfsdisziplin. Allerdings zeigt es sich in Hjelmslevs “Catégorie des Cas”, daß er ihr in der Anwendung doch wesentlich mehr Raum gibt.

Entscheidend für die Sprache ist jedoch die Valeur – der Platz, den ein sprachliches Zeichen im System einnimmt.

Er weist aber auch darauf hin, daß die üblichen Bedeutungen der Gebrauchsweisen nützlich sind beim Sprachvergleich, auch wenn sie nur approximativ denselben Inhalt wiedergeben.

Von eben dieser Vergleichsbasis geht Fillmore bei der Aufstellung seiner universellen Kasus aus, ohne allerdings die Ungenauigkeit solcher Vergleiche zu berücksichtigen und ohne anzugeben, nach welchen Kriterien er die Gebrauchsweisen auswählt und wie er zu den ihnen zugrundeliegenden Begriffen kommt, denn seine Anlehnung an “general judgments” kann man – zugespitzt ausgedrückt – höchstens als logischen Impressionismus verstehen.

Hier würde vor allem Hjelmslevs Kritik an unzulänglichen Beschreibungsmethoden – das Fehlen von expliziten Kriterien – zutreffen.

3.2.4.0. Einerseits wird also die traditionelle syntaktisch orientierte Theorie des 19. Jahrhunderts einfach übernommen – Hjelmslev würde sich hier vor allem dagegen wenden, daß Feststellungen und nicht Erklärungen gegeben werden –, andererseits wird auf die ebenfalls traditionellen Gebrauchsweisen zurückgegriffen, deren Problematik, wie sie bei Hjelmslev erörtert wird, überhaupt nicht in Erscheinung tritt.

Da Fillmore die Kritik an der traditionellen Grammatik teilt, sie in seinem eigenen Vorschlag aber wieder übergeht, trifft überdies der Vorwurf Hjelmslevs zu, der verallgemeinert besagt, daß die Reaktion gegen eine Theorie nur zu gern von eben derselben geprägt ist. Die Inexplizitheit in den Voraussetzungen und die Inkonsequenz in der Übernahme soll durch Hjelmslevs Kritik im einzelnen verdeutlicht werden.

3.2.4.1. Die isolierte Beschreibung der Kasus kann man – ebenso wie in der antiken Grammatik – als Folge der inexpliziten Definition betrachten. Die Beziehungen der Kasus untereinander sieht Fillmore nur in Form von Kookkurrenzen, die keineswegs in der semantischen Definition der Kasus begründet, sondern nur als Vorkommensrelationen aufgefaßt werden, also im Grunde nichts anderes sind als Distributionsregeln. Ein Begriffssystem kann auf diese Weise nicht entstehen.

3.2.4.2. Das Fehlen der Explizitheit zeigt sich ebenfalls in der quantitativen Offenheit der Tiefenkasuskategorie als ganzer. Die mangelnde Definition macht eine Abgrenzung – die Hjelmslev als unabdingbare Voraussetzung ansieht – unmöglich, so daß entweder Einzelfälle diskutiert werden oder unter der Hand neue Kasus auftauchen.

Diese methodische Unbekümmertheit läßt sich kaum noch aus dem skizzenhaften Charakter der Untersuchung erklären, wenn ausdrücklich darauf hingewiesen wird, daß man gegebenenfalls weitere Kasus "erfinden" kann.

Hjelmslev dagegen erweitert die alte Fragestellung nach dem minimalen oder dem maximalen Kasussystem um die Frage nach dem optimalen Kasussystem – natürlich auf eine bestimmte Sprache bezogen.

3.2.4.3. Hjelmslev erörtert und begründet ausführlich seine Entscheidung, die Kasusrelation zwischen zwei nominalen Termini zu sehen.

Fillmore nimmt einfach die Beziehung zwischen Verb und Tiefenkasus an – wie sie in der syntaktischen Theorie des 19. Jahrhunderts üblich ist – und kommt nicht zuletzt dadurch in die Verlegenheit, die Kasusform des Genitivs nicht in seine Typen der propositionalen Verbabhängigkeit einordnen zu können.

Zu bemerken ist freilich, daß das Subjekt in beiden Arten von Relationen praktisch zu gewissen Schwierigkeiten führt: Beide – Hjelmslev und Fillmore – wollen es keineswegs in einer Sonderstellung sehen. Bei Hjelmslev ergibt sie sich jedoch dadurch, daß abgesehen vom adnominalen Genitiv immer der Nominativ als Subjektskasus in den entsprechenden Sprachen den Bezugspunkt bildet; bei Fillmore muß man sich fragen, auf welcher Ebene das Subjekt, das ja durch eigene Regeln wieder eingeführt wird, seine Geltung hat.

3.2.4.4. Hjelmslev wie Fillmore wenden sich gegen eine Definition, die nicht vom Kasus selbst ausgeht.

Bei Fillmore erscheint es jedoch zumindest zweifelhaft, ob dieses Prinzip durchgeführt wird, wenn er die Tiefenkasus letzten Endes als Kokonstituenten der Verbbedeutung auffaßt, zumal da sich das Interesse der Untersuchung zunehmend auf das Verb verschiebt.

Hier würde Hjelmslev den Vorwurf der inkonsequenten Anwendung der Kriterien erheben.

3.3.0. Nach Fillmores Meinung untersucht Hjelmslev das Oberflächenkasussystem; das ist berechtigt in der Hinsicht, daß Hjelmslev Kasussysteme von Einzelsprachen untersucht – allerdings auf der Abstraktionsebene des Systems, einer abstrakten und virtuellen Realität, die oft nur durch methodische Kunstgriffe deutlich zu machen ist (S. 2).

Diese Ebene wird von Fillmore nicht in Betracht gezogen, sondern er versucht, tiefer vorzudringen und allen Sprachen gemeinsame Kasus zu entdecken.

3.3.1. Die Oberflächenstruktur, die davon abgeleitet wird, nimmt er einfach als gegeben an. Er bleibt damit wesentlich oberflächlicher als Hjelmslev, denn es handelt sich um nichts anderes als die traditionelle Mischung aus syntaktischer und lokalistischer Theorie.

Der syntaktische Gesichtspunkt überwiegt allerdings dabei, denn die Zweiteilung ist nur als Widerspiegelung der Relationstypen zu verstehen. Ihr Verhältnis zur Oberflächenstruktur ist noch unklar, da ihr Verhältnis untereinander noch nicht geklärt ist.

Im Unterschied zur traditionellen Theorie gibt Fillmore – unter Berufung auf Hjelmslev – für das Englische die Präpositionen als Kasusformantien an.

Daß Hjelmslev in dieser Frage selbst schwankt, schließlich aber diejenigen verdammt, die “choisissent au hasard quelques prépositions en les déclarant morphèmes casuels...” (S. 78) und als Bedingung für die Lösung dieses Problems die exakte Trennung zwischen Morphem und Semantem fordert, das wird von Fillmore unberücksichtigt gelassen.

Aus diesem Grund fehlen auch jegliche Kriterien für Fillmores Dreiteilung der Präpositionen in 1) reine Kasusformantien, 2) semantisch nicht-leere Präpositionen, die optional vom Lexikon eingeführt werden und 3) Präpositionen, die vom betreffenden Verb oder Nomen selektiert werden. Sie legt nur die Vermutung nahe, daß sie in Anlehnung an De Boer aufgestellt wurde (Fillmore, S. 32, Hjelmslev, S. 93 und S. 79: seine kritischen Bemerkungen zu dieser Einteilung).

Diese Tradition der syntaktisch-lokalistischen Theorie verlegt Fillmore zwar in die Oberflächenstruktur, sie zeigt sich jedoch umgeformt ebenso in seinen Relationstypen.

Auf diese Weise scheint das Oberflächen-Kasussystem drei Aspekte zu haben: 1) Kasusformantien, die auf theoretische Erkenntnisse, nicht aber auf die Anwendung der traditionellen Grammatik zurückgehen, 2) syntaktisch-semantische Bedeutung, die sich in der Anerkennung grammatischer und konkreter Kasusformen zeigt und 3) Satzgliedwert, da durch die Transformationsregeln wieder die aus der syntaktischen Theorie bekannten Kasusdefinitionen als Subjekt, Objekt und adnominal Bestimmung gegeben werden.

Die Frage nach dem Grundsystem und seiner Beziehung zu Teilsystemen wird nicht gestellt, sondern ein bestehendes System einfach angenommen. Diese Frage müßte sich bei der Einbeziehung von anderen Kasusformantien als Endungen geradezu aufdrängen. Fillmore verabsolutiert jedoch die Präpositionen als Kasusformantien für das Englische: Einmal zeigt sich dies in seinem Vorwurf gegen die frühe Generative Grammatik, die seiner Meinung nach die syntaktischen Relationen des Nomens zu sehr an der Situation des englischen Pronomens orientiert (S. 15), zum andern noch deutlicher in seiner Bezeichnung “Nullpräpositionen” (S. 15, S. 32). Seine Sicht ist also ebenso einseitig wie die der desinentialen Theorie oder der Generativen Grammatik – nur mit dem Unterschied, daß die Präpositionen im Englischen die Rolle der Kasusendungen übernommen haben.

Hier sollte man sich fragen, ob es nicht eine bedenkliche Schwäche des sicherlich lockeren und anregenden Arbeitsstils ist, daß vieles zwar angedeutet – wie in diesem Falle etwa die Wortstellung –, aber noch nicht aufgenommen wird, da die Voraussetzungen und Grenzen der Untersuchung nicht zuvor abgesteckt worden sind. Wenn dies geschähe, könnten Widersprüche und Einseitigkeiten eher verhindert werden.

Die Synkretismen, denen Hjelmslev eine entscheidende Rolle in der Systemstruktur zuspricht, sieht auch Fillmore. Er überträgt sie allerdings kühn auf die Verbindung von Tiefenstruktur und Oberflächenstruktur: “Deep-structure cases may simply be n o w h e r e overtly reflected as affixes or function words” (S. 20/21, Anm. 25).

Man fragt sich, warum dann umgekehrt die “extreme variety of surface realizations of the same meaning” (S. 86) als Problem und nicht als notwendige Konsequenz dieser Voraussetzung gesehen wird.

3.3.2. Zur Definition der Kasus-kategorie verweist Hjelmslev auf die drei Prinzipien Wüllners – die Subjektivität des sprachlichen Zeichens, eine einzige Bedeutung des Zeichens und die Forderung nach empirischer Methode. – Subjektivität des sprachlichen Zeichens bedeutet dabei freilich nicht, daß er jeder Sprache ein eigenes Weltbild zumißt, denn Philosophie und Psychologie trennt er streng von linguistischen Untersuchungen.

Fillmore will diese Subjektivität der Einzelsprachen aufheben in einer universellen Tiefenstruktur. Dabei geht er von den Gebrauchsweisen der Kasus aus und gelangt in viel stärkerem Maße zu einer außerlinguistischen Aufspaltung der einzelnen Kasusformen, als es je in der traditionellen Grammatik üblich war.

Diese Aufspaltung in der Oberflächenstruktur erklärt sich aus der zunehmenden Orientierung der zugrundeliegenden Begriffe an der Wortsemantik – besonders des Englischen –, und diese wiederum beruht auf einer bestimmten Auffassung der außersprachlichen Wirklichkeit. Anders wären die etwas eigentümlichen Fragen nicht zu verstehen, wie *Roboter* und *Nation* – die ja doch unbelebt seien – als Agens fungieren können, dem der Marker ‘belebt’ zugeschrieben wird (S. 24, Anm. 31).

Wie autoritär ein solcher Anspruch auf absolute Kenntnis von der Außenwelt werden kann, zeigt sich in dem Beispiel *a hammer broke the window* (S. 22), bei dem es ja durchaus vorstellbar wäre, daß der Hammer aus

der Erfahrung und Weltsicht des kleinen John tatsächlich das Agens und gerade nicht der Instrumental ist.

Auch wenn dem Sprecher die Tiefenstruktur nicht bewußt sein muß, so sollten einem doch bei komplizierteren Sachverhalten Zweifel kommen. (Ein einfaches Beispiel wäre etwa noch, ob der Horizont als gedachte Linie überhaupt den Bedingungen eines Lokativs in diesem außersprachlichen Wirklichkeitsverständnis entsprechen kann.)

Da diese Begriffe in vielen, wenn nicht in allen Fällen nicht an sprachliche Fakten nachprüfbar sind, muß man hier also von einer rein aprioristischen Methode sprechen.

Dagegen spricht auch nicht die Art des Experimentierens anhand von sprachlichen Beispielen bei der Aufstellung der Tiefenkasus; sie verschärft nur den Widerspruch zwischen scheinbar semasiologischem Vorgehen und der offensichtlichen Orientierung an der Außenwelt. Freilich wird dieser Widerspruch teilweise dadurch überdeckt, daß die Kenntnis der Außenwelt sich nicht in jedem Fall der sprachlichen Struktur widersetzt.

Diese Methode ist also nicht nur aprioristisch, sondern auch subjektiv: Die Begriffe der Kasus sind zwar nicht von der Subjektivität einer Einzelsprache geprägt oder sollen zumindest nicht von ihr geprägt sein — in dieser negativen Sicht können sie tatsächlich als universell gelten —, aber sie gehen ganz offensichtlich aus einer subjektiven Welterfahrung hervor, deren Widerspruchsfreiheit, Vollständigkeit und Einfachheit in der Darstellung ebenso zu überprüfen wären wie etwa die Angemessenheit und der eingenommene Standpunkt im Hinblick auf die Betrachtung der Sprache.

3.4.0. Zum Schluß soll nicht versäumt werden, die gemeinsame Basis der beiden Arbeiten im einzelnen zu relativieren:

3.4.1. Im ganzen gesehen darf man wohl sagen, daß Fillmores "Case for Case" eher als kühner Vorgriff denn als brauchbarer Ansatz gewertet werden kann, denn solange die Voraussetzungen nicht geklärt sind, bleibt auch der erklärende Wert zweifelhaft.

Zu diesem Vorwurf ist einmal zu bemerken, daß der Idee der Einheit aller Sprachen der irreführende Terminus 'meaning' zugrundeliegt, mit dem Fillmore sprachliche und außersprachliche Realität gleichsetzt.

Zum andern wird zu viel einfach übernommen und als allgemein anerkannte Feststellung behandelt, so daß man sich doch fragen sollte, ob eine

Einbeziehung der Hjelmslevschen Gedanken, die eine äußerst exakte und subtile Differenzierung bieten, nicht viele Widersprüche bei Fillmore vermeiden ließe, die durch mangelnde Explizitheit entstehen.

So wird die Oberflächenstruktur der traditionellen syntaktischen Theorie gleichgesetzt; unklar bleibt dabei, welche Rolle lokalistische Einflüsse spielen (zumindest in einem Tiefenkasus wie dem Lokativ und der Diskussion der beiden Relationstypen sind sie eindeutig nachweisbar). Die Tiefenstruktur wird anhand von Gebrauchsweisen der traditionellen Grammatik und allgemeinen Urteilen auf nicht näher erläuterte Weise aufgestellt.

Hjelmslev dagegen versucht, Kriterien zu geben und exakte Methoden auszuarbeiten, mit denen nicht nur sprachliche Phänomene als ideale Forderung, sondern präziser gefaßt auch ihr historischer Wandel ebenso wie verschiedene Schichten einer Sprache unmittelbar einsichtig gemacht werden sollen.

3.4.2. Die gemeinsame logisch-semantische Basis muß dahingehend relativiert werden, als sie bei Hjelmslev tatsächlich in einer solchen Verbindung durchgeführt ist, bei Fillmore jedoch die Verbindung von Logik und Semantik (relativiert im Sinne von 'meaning') nur dadurch stattfindet, daß die Tiefenkasus als Kategoriale Symbole in einem logischen Satzmodell auftauchen. Unklar bleibt dabei noch, auf welchen Tiefengraden beide anzusiedeln sind.

In diesem Zusammenhang wirft Fillmore zum Schluß noch die Frage nach dem Verhältnis von Wirklichkeit und Methodik auf (S. 88).

Auch hier eröffnet Hjelmslev eine weitere Perspektive, indem er zusätzlich auf das praktische Problem des populären Sprachgefühls hinweist, das von der griechisch-lateinischen Tradition geprägt ist – eine Dimension, die bei den unreflektierten Übernahmen Fillmores nur zu deutlich wird.

Wenn Fillmore sich schließlich gegen den Vorwurf verwehrt, daß seine Untersuchung zu sehr von semantischen Gesichtspunkten bestimmt sei, dann tut er das zu Recht – und er könnte sich dabei, wenn er differenzieren würde, in innersprachlicher und außersprachlicher Sicht sogar auf Hjelmslev berufen.

3.4.3. Den höheren Abstraktionsgrad muß man bei Hjelmslev innersprachlich, bei Fillmore außersprachlich sehen. Ob es sich bei dem letzteren um eine den Sprachen adäquate Tiefenstruktur handelt, bleibt dahingestellt.

Gebrauchsweisen von Kasus jedoch als Ausgangspunkt für die Vergleichsmöglichkeiten von Sprachen zu nehmen, ist ein Ansatz, den auch Hjelmslev billigen würde – ein Ansatz, der im übrigen im Fremdsprachenunterricht und bei Übersetzungen stillschweigend angewendet wird und von der Praxis her also durchaus begründet ist.

Dabei wird allerdings der Abstraktionsgrad der Kompetenz zurückversetzt auf konkretere Ableitungen aus den Realisierungen der Performanz.

An der Übernahme ungeklärter Fakten und der Entwicklung zweifelhafter Begriffe zeigt sich überdies ein homogenes Denken, das nicht nur die Erklärungskraft eines solchen Modells, sondern auch die Erfassung der kreativen Dynamik, die diese Theorie allgemein für die Sprache voraussetzt, sehr bezweifeln läßt.

Unter diesen Aspekten ist zu fragen, ob es nicht sinnvoller wäre, erst die Oberflächenstruktur der Kasus zu klären, bevor man sie als undefinierte Feststellung aus ungewissen Tiefen ableitet. Der umgekehrte Schritt ist zwar kühn, aber er erinnert fatal an den zweiten Schritt, den es nie gelingt vor dem ersten zu tun.

Hjelmslevs Anwendung wirft zwar Probleme auf, aber zumindest seine Analyse der Voraussetzungen, Abgrenzungen und Beziehungen zu anderen sprachlichen Kategorien behält auch dann ihren Wert, wenn man Mängel an seiner einzelsprachlichen "Tiefenstruktur" entdeckt – selbst dann noch, wenn man – wie Fillmore – gewillt ist, diese Ebene völlig zu ignorieren.

Literatur

(angegeben sind nur die im Text zitierten Werke)

Fillmore, Charles J.: The Case for Case, in: Bach and Harms (Hrsg.), *Universals in Linguistic Theory*, London – New York – Sydney – Toronto 1970, S. 1 – 88.

Heger, Klaus: *Monem, Wort und Satz (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 8)*, Tübingen 1971.

Hjelmslev, Louis: La Catégorie des Cas. Etude de grammaire générale. Première Partie (= Acta Jutlandica VII,1), Aarhus 1935.

Jakobson, Roman: Beitrag zur allgemeinen Kasuslehre. Gesamtbedeutungen der russischen Kasus, in: TCLP 6 (1936), S. 240 - 288.